

Hans-Georg Klemm

# *Ewig dein...*

Große Komponisten und  
ihre unsterblichen  
Geliebten



LAMBERT SCHNEIDER  
*Am besten lesen.*

Orchester samt Dirigent (der allerdings „nicht dirigieren kann“) und Chor (der allerdings nicht singt, weil er seinen Einsatz verpasst) zusammengestellt.

Das an einem Sonntag im Mai 1828 stattfindende Konzert wird gleichwohl vom Publikum besucht und beklatscht, von der Presse gelobt – und von Harriet Smithson in keiner Weise zur Kenntnis genommen ... „Es ist überflüssig, hinzuzufügen, dass die Einnahmen kaum ausreichten, um die Reklame, die Beleuchtung, die Abgabe an die Armen und meine unbezahlten Choristen, die so eindrucksvoll geschwiegen hatten, zu bezahlen“, resümiert Berlioz Jahre später ohne allzu große Verbitterung.

Seine Bemühungen sind, was das Herz seiner Julia anbelangt, zunächst völlig umsonst gewesen.



„Damals gab’s überall in Paris gratis schlechte Konzerte“, wird ein gewisser Franz Liszt Jahrzehnte später erzählen – selbstverständlich ohne damit seinen guten Freund Hector zu meinen, dem er im Frühjahr 1828 allerdings noch nicht begegnet ist. Noch nicht.

Das Wunderkind, mittlerweile 16 Jahre alt, hat es so satt, von Auftritt zu Auftritt zu hetzen und in den Salons reichen Adligen vorzuspielen – fühlt sich „erniedrigt zum mehr oder minder einträglichen Handwerk, gestempelt zur Unterhaltungsquelle vornehmer Gesellschaft“; wäre „alles in der Welt lieber“ als „Musiker im Solde großer Herren, patronisiert und bezahlt von ihnen wie ein Jongleur oder wie der weise Hund Munito“ – der zu dieser Zeit dafür berühmt geworden ist, dass er angeblich Französisch und Italienisch verstehen und sogar das Alphabet bellen kann ...

Nach dem Tod des Vaters wohnt Franz zusammen mit seiner Mutter in einer kleinen Wohnung in der Rue de Montholon. Fest entschlossen, in der französischen Hauptstadt zu bleiben, ist er gezwungen, Klavier- und Harmonielehreunterricht zu geben, womit er erneut zum Söldner großer Herren wird und – als Lehrer äußerst gefragt – oft kilometerweit von einer Schülerin zur nächsten hasten muss, „kaum Zeit zum Verschnaufen“ findend. Aus dem gefeierten Virtuosen ist ein

Musikpädagoge geworden, dessen Arbeitstag um 8 Uhr 30 am Morgen beginnt und erst spät abends endet, der ungesunde Angewohnheiten annimmt: Er beginnt zu rauchen und zu trinken, isst unregelmäßig, schläft zu wenig - und liebt zu sehr ... All dies wird Liszt beibehalten ein Leben lang.

Und ein Leben lang wird auch in seinem Herzen ein Platz für die erste große Liebe sein: Caroline, Tochter des französischen Handelsministers Pierre de Saint-Cricq, eine seiner Klavierschülerinnen. Das gleichaltrige Mädchen ist seine Lilie, seine Engelin, und er ihr Engel. Sie träumen davon, sich einst, in einer anderen, höheren Welt, für immer vereinigen zu dürfen - was ihnen in dieser versagt bleiben wird ... Denn sie ist eine Adlige, Franz nur der Musiklehrer, ein Bürgerlicher. Das stört die Liebenden nicht, das bringt auch Carolines Mutter Jeanne nicht davon ab, eine Zeitlang ihre schützende Hand über das junge Glück zu halten. Der Comte de Saint-Cricq jedoch hat im Gegensatz zu seiner Gattin nur wenig Sinn für Romantik: Als diese am 1. Juli 1828 völlig unerwartet verstirbt, macht er der lästigen Sache kurzerhand ein Ende. Er gibt Franz unsanft zu verstehen, wie unerreichbar seine Tochter, wie unerwünscht er in seiner Familie ist, wie ungeeignet als Schwiegersohn - und verbietet ihm das Haus, ein für allemal. Caroline wird in eine standesgemäße Zweckheirat mit dem Grafen Bertrand d'Artigaux gezwungen und muss mit ihm in das südfranzösische Pau ziehen.

Die Verzweiflung ist grenzenlos, wie eine Liebe, die sich aus den jungen Herzen nicht vertreiben lassen will. Sie werden einander immer verbunden bleiben. Im Jahr 1844 sieht Franz seine Lilie ein letztes Mal. Sie verspricht ihm zum Abschied, täglich nach dem Abendläuten der Glocken für ihn zu beten, und schreibt noch fast ein Jahrzehnt später, sie liebe ihn „mit aller Kraft“ ihrer Seele und wünsche ihm das Glück, das sie selbst nicht mehr kenne. - Und das sie selbst nicht mehr finden würde.

„Sie war eine der reinsten Offenbarungen des göttlichen Segens auf Erden“ - so Franz Liszt nach dem Tod der 60-Jährigen. Die Worte ihres Gebets für ihn sind die letzten der Engelin gewesen, die ihre unendliche Liebe zu ihm mit in eine höhere Welt nimmt ...

\*

Für den jungen Liszt hat das Leben seinen Sinn verloren. Die gewaltsame Trennung von Caroline stürzt ihn in eine schwere seelische Krise. Er leidet an Appetitlosigkeit und krampfartigen Anfällen, vernachlässigt seine unterrichtlichen Verpflichtungen, selbst die Musik. In religiösen und philosophischen Büchern sucht er Antworten, Trost und Zuflucht in der Kirche. Dort sei er fast immer, erzählt die Mutter einem Besucher, der das Glück hat, Franz zu Hause anzutreffen; „einen hageren, blass sehenden [sic], jungen Mann mit unendlich anziehenden Gesichtszügen. Er lagerte, tief nachdenklich, in sich verloren, auf einem breiten Sofa und rauchte, unter drei herumstehenden Klavieren, an einer langen türkischen Pfeife.“

Versunken in Melancholie. Das Leben hat seinen Sinn verloren für ihn ...

„Dieser außerordentliche Knabe vermehrt die Liste der frühreifen Kinder, die auf der Erde nur erscheinen, um wieder zu verschwinden“, erfahren zu ihrem Entsetzen die Leser der Zeitung „Le Corsaire“. Ganz Paris hat „le petit Liszt“ einst in seinen Bann geschlagen, wenn das Wunderkind das Klavier vor den Ohren seiner Zuhörerschaft in ein Orchester verwandelte, wenn man bei diesem Hexenmeister der Tasten in Trance versank. Doch nun, einen Tag nach seinem 17. Geburtstag, muss auch der „Etoile“ die traurige Nachricht vermelden: „Franz Liszt, geboren 1811 in Raiding, gestorben 1828 in Paris.“



Die „Illustrated London News“ wird Hector Berlioz mit folgenden Worten zitieren:

„Diese Frau werde ich heiraten und über dieses Drama meine größte Sinfonie schreiben!“ Er soll dies ausgerufen haben, nachdem er Miss Harriet Smithson erstmals in der Rolle der Julia gesehen hat – Berlioz selbst dementiert dies jedoch in seinen Erinnerungen. Er habe es zwar *getan*, aber nichts dergleichen *gesagt*. Der Leser seiner Memoiren werde schon noch sehen, wie und unter welchen außergewöhnlichen Umständen das, was seine „bewegte Seele nicht einmal zu träumen“

gewagt habe, zur Wirklichkeit geworden sei.

Denn es scheint aufwärts zu gehen, zumindest was die eigene Karriere anbelangt. Im Juni 1828 wird Berlioz mit seiner Kantate „Hermine“ Zweiter beim Rompreis-Wettbewerb (der höchsten Auszeichnung des französischen Staates für Nachwuchskünstler), verfällt jedoch gleich darauf aufs Neue in „jenes dämmerige Nichtstun“, das bei ihm „zum Normalzustand“ geworden ist. Klagen um Gegenwart, Vergangenes und Kommendes mischen sich, wenn Berlioz in seinen Memoiren auf jene Tage zurückblickt:

„Fast ebenso ruhmlos wie zuvor, kreiste ich als unbekannter Planet um meine Sonne ... eine strahlende Sonne, die aber - ach - so traurig verlöschen sollte! ... Ha! die schöne Estella, die *Stella montis*, meine *Stella matutina* war damals wirklich ganz und gar verschwunden; sie hatte sich in den Tiefen des Himmels verloren, war von dem großen Gestirn meines Mittags verdunkelt worden, und ich hoffte nicht, sie jemals wieder am Horizont erscheinen zu sehen (...)“<sup>v</sup>

Berlioz vermeidet es in jenen Tagen, am Englischen Theater vorbeizugehen, und wendet die Augen ab, um Miss Smithsons Bild nicht sehen zu müssen, das bei jedem Buchhändler ausgestellt ist; er zieht es vor, ihr - mit der gebotenen Zurückhaltung selbstverständlich - zu schreiben:

\*

„Rue de Rivoli, Hôtel du Congrès

Wenn Sie nicht meinen Tod wollen: im Namen des Mitleids (ich wage nicht zu sagen: der Liebe) lassen Sie mich wissen, wann ich Sie sehen kann!

Ich flehe Sie um Gnade an, um Verzeihen, kniefällig, unter Tränen!!!

O, wie bin ich unglücklich! Ich dachte nicht, so viel Leiden zu verdienen, aber ich segne die Schläge, die von Ihren Händen kommen!

Ich erwarte Ihre Antwort, als wäre es das Urteil meines Richters.

H. Berlioz“

Doch es bleibt aus, das Urteil. Keine einzige Zeile richtet Harriet an Hector.

Es sind wohl Briefe wie dieser (den Berlioz den Lesern seinen Memoiren sicher aus gutem Grund lieber vorenthalten will), die sie „eher erschreckt als gerührt“ zu lesen bekommt. Wer mag es ihr verübeln, dass sie nicht nur nichts zu entgegnen weiß, sondern darüber hinaus ihre Zofe anweist, keine weiteren Schreiben des unbekanntem Verehrers mehr entgegenzunehmen (ein Entschluss, von dem sie sich durch nichts abbringen lässt)?

Die Lage des Liebenden scheint hoffnungslos. Zu allem Übel macht ein schreckliches Gerücht die Runde: Das Englische Theater soll geschlossen werden, die Truppe auf Tournee nach Holland gehen! Schon werden die letzten Vorstellungen angekündigt, doch Berlioz, für den es „ein unerträglicher Schmerz“ wäre, „Julia oder Ophelia“ noch einmal auf der Bühne zu sehen, hütet sich, diese zu besuchen. Da erreicht ihn die Kunde von einer Benefizveranstaltung zugunsten eines französischen Schauspielers, bei der auch zwei Akte aus „Romeo und Julia“ gegeben werden sollen – und schon ist ein Gedanke da und lässt sich nicht mehr aus dem Kopf bringen: den eigenen Namen auf dem Anschlagzettel neben dem Harriets gedruckt zu sehen!

Lassen wir Berlioz wieder selbst erzählen:

\*

„Ich hoffte, unter ihren Augen einen Erfolg zu erzielen, ging, fasziniert von dieser kindlichen Idee, zum Direktor der Opéra-Comique und bat ihn, eine Ouvertüre von mir auf das Programm zu setzen. Im Einverständnis mit dem Dirigenten willigte er ein. Als ich zur Probe meiner Ouvertüre ins Theater kam, arbeiteten die englischen Schauspieler noch an der Szene im Grabgewölbe; der verzweifelte Romeo nahm Julia in seine Arme ... mein Blick fiel unwillkürlich auf die Shakespeare'sche Gruppe. Ich stieß einen Schrei aus und floh händeringend von dannen. Julia hatte mich erblickt und gehört ... ich flößte ihr Angst ein. Sie deutete auf mich und bat die Schauspieler, die mit ihr auf der Bühne waren, diesen Gentleman im Auge zu behalten.

Eine Stunde später kehrte ich zurück. Das Theater war leer. Die Orchestermitglieder hatten sich versammelt, man spielte meine Ouvertüre; ich hörte sie wie ein Nachtwandler, ohne eine geringste